

Nr. 210. **Bromberg, den 15. September 1929.**

Yussuf Khans Heirat.

Roman von **Frank Heller.**

(20. Fortsetzung.)

Allan blieb bis kurz vor zehn Uhr sitzen, zu welcher Stunde die amerikanische Familie erklärte, zu Bett gehen zu wollen, da sie die Nacht vorher lang aufgewesen waren. Allan wurde aufgefordert, sitzen zu bleiben und sich allein zu erfrischen, aber lehnte ab und sagte gute Nacht. In die Halle gekommen, dachte er einen Augenblick nach, was er anfangen sollte. Die große Halle war leer bis auf einen Kellner und ein paar Hotelbedienstete. Er beschloß, einen Abendspaziergang zu machen, und zog seinen Ulster an, der beim Garderobier hing. Gerade als er sich anschickte zu gehen, ging die Drehtür auf, und zum Vorschein kam der alte Juwelier und ein einfach gekleideter Mensch. Offenbar hielt Herr van Schleeten Wort und erschien nun zur Nachtarbeit an den Juwelen des Maharadschas. Es war zu hoffen, daß der Maharadscha Gelegenheit finden würde, ihn für seinen Eifer zu belohnen. Allan trat beiseite, um Herrn van Schleeten und seinen Gehilfen passieren zu lassen. Er musterte sie, ohne weiter daran zu denken; Herr van Schleeten erwiderte seine Blicke mit zornigem Funkeln. Was hatte er eigentlich für einen Grund, Allan böse zu sein? Es war doch Allans Verdienst, daß er überhaupt in die Lage gekommen war, an den Juwelen zu arbeiten. Allan ging vorbei, mit einem flüchtigen Blick auf den Gehilfen, der durch die Pracht des großen Hotels befangen und geniert zu sein schien, er nahm nicht einmal seine tief hineingezogene Sportmütze ab. Ganz flüchtig kam Allan die Idee, daß er schon einmal ein paar graue Augen gesehen hatte, die denen des Arbeiters glichen. Dann war er zur Drehtür hinaus und ging die breiten Marmorstufen hinunter.

Er blickte zur Hotelfassade empor. In der Suite der Familie Bowlby waren noch ein paar Fenster hell. In der des Maharadschas war alles dunkel bis auf ein einziges Fenster — offenbar eines von denen, die dem Obersten gehörten. Während Allan noch dastand und vor sich hinblickte, wurden noch zwei Fenster hell. Herr van Schleeten war also mit seinem Gehilfen oben angelangt. Allan wollte eben weitergehen, als sich etwas Eigentümliches ereignete.

Eine Hand zeichnete sich einen Augenblick von der Scheibe ab, die eben erleuchtet worden war, mit ausgespreizten Fingern. Die Finger schlossen sich, öffneten sich und schlossen sich abermals. Dann zeigten sich nur zwei davon, ganz ausgespreizt; dann verschwand die Hand. Alles war mit Blitzesschnelle gegangen. Allan, der noch dastand und hinaufsah, wußte nicht recht, ob er richtig gesehen oder das Opfer einer Halluzination gewesen war. Herrn van Schleetens guter Name und Ruf war ja von keinem Geringeren als dem Direktor des Hotels bezeugt worden. Aber wie sollte diese Hand an der Scheibe aufgefaßt werden, wenn nicht als ein Signal für jemanden draußen? Und warum signalisiert man jemandem draußen, wenn man das ganze Personal eines großen Hotels zur Verfügung hat? Bei aller Achtung vor dem Direktor . . .

Allan machte mit philosophisch gerunzelter Stirne einige Schritte der Hotelfassade entlang. Verwirrte Gedanken wirbelten wie Schneeflocken durch seinen Kopf. War Mirzl im Komplott mit Herrn van Schleeten? Erst eine halbe Minute nach dem Verschwinden der geheimnisvollen Hand fiel ihm etwas ein, das doch ganz selbstverständlich war: Wenn man von dem beleuchteten Fenster aus signalisierte, in der Hoffnung, von jemand draußen verstanden zu werden, so mußte dieser Jemand in der Nähe sein, um das Signal aufzufangen. Er begann sich auf dem ziemlich matt beleuchteten Square, an dem das große Hotel gelegen war, umzusehen. Massen von Menschen strömten vorbei, obgleich Monmouth Square nicht zu den belebtesten gehört. Die Person, der man eventuell signalisiert hatte, mußte also vor dem Hotel stehen und warten. War irgendeine mystische stationäre Person da? Soweit Allan sehen konnte, waren das einzige Stationäre fünf oder sechs Auto. Nun, nichts hinderte ja, daß es eines von ihnen war, dem man . . .

Allan fuhr mit einem innerlichen Triumphschrei auf. Haha! War das der kleine Plan? War Herr van Schleeten mit im Komplott? Oder war er nur eine Marionette, an der man mit dem Faden manövrierte, von dem sie sich am liebsten lenken ließ? Mr. Bowlby hatte ja von seiner Schwäche für das schöne Geschlecht gehört und erzählt — war Mrs. Langtrey in Kenntnis dessen und in spezieller Absicht im Expreß so gnädig gegen ihn gewesen und so aufgebracht gegen Allan, der ihr Tete-a-tete zu stören drohte? . . . Und war es denkbar, daß ihm darum die grauen Augen des Gehilfen so bekannt vorgekommen waren?

Ein Schwarm von Gedanken, deren Ausgangspunkt der letztgenannte war, summte durch Allans Kopf. Und nachdem er rasch die Überzeugung erlangt hatte, die sowohl seine Eigenliebe wie seine Revanchelust kitzelte, daß er recht hatte, blieb nur eine Frage: Was sollte er tun?

Er ging auf dem Trottoir auf und ab, die Augen bald auf das erleuchtete Fenster geheftet, wo jetzt keine Hand zu sehen war, bald auf die Leute, die vorbeipassierten, um den eventuellen Mitschuldigen zu entdecken. Der Direktor? Ihn aufsuchen? Er würde unfehlbar ausgelacht werden. Der Direktor hatte seinen Glauben an Herrn van Schleeten zu energisch betont, als daß er seinen Standpunkt auf eine unbegründete Einbildung eines jungen Herrn wie Allan ändern würde — wenn es sich auch schon erwiesen hatte, von Oberst Morrels Fenster, wo noch Licht brannte.

Denn vielleicht war es doch nur eine unbegründete Einbildung, daß es nicht ein Arbeiter war, der mit Herrn van Schleeten hinausgegangen war, das Signal, das Ganze. Was konnten die Betreffenden eigentlich gegen Herrn van Schleeten unternehmen, wenn Allan recht hatte? Es stand ja eine Wache vor dem Eingang.

Ein neuer Gedanke ließ Allan zusammenzucken. Was ihn hervorgerufen hatte, war nichts anderes, als der Anblick von Oberst Morrel Fenster, wo noch Licht brannte.

Der Oberst! Der ließ an Bereitwilligkeit nichts zu wünschen übrig, jeden, wer es auch sein mochte, zu verdächtigen — vermutlich in erster Linie Allan! . . . Aber ohne die Zeit mit weiteren Erwägungen zu verschwenden, ob ein anderer Weg geeigneter wäre, oder wie dies ausgehen würde, stürzte Allan die Eingangstreppe des Hotels hinauf

und weiter zur Suite des Maharadschas. Er sah die schwarze Leibgarde, die in dem Korridor vor den Räumen, die ihr Herrscher inne hatte, Wache hielt. Das Zimmer des Obersten lag am äußersten Ende des Korridors, und davor stand ein Mann in Livree mit einem Syphon und einer Flasche Whisky auf einem Tablett; er stand, den Knöchel an der Türe, als wenn er eben angeklopft hätte. Offenbar wollte der Oberst versuchen, seine Kümmernisse in einem kleinen Abendrausch zu ertränken. Im selben Augenblick, in dem der Mann die Türe öffnete, stand Allan auch schon davor.

„Ich muß mit dem Herrn Oberst sprechen!" rief er und faßte den Mann am Arm.

Der Livrierte betrachtete ihn kalt.

„Der Herr Oberst empfängt nicht um diese Tageszeit", sagte er und versuchte, sich aus Allans Griff zu befreien. Aber Allan hielt sich fest wie an einer Rettungsboje.

„Sie werden es zu verantworten haben, wenn Sie sich weigern, mich anzumelden. Hören Sie, zu verantworten! Mein Name ist Allan Kragh, der Oberst weiß, wer ich bin. Hören Sie!"

Allan konnte nicht zu Ende sprechen. Oberst Morrel zeigte sich plötzlich in der Türöffnung, leichenblaß vor Erregung. Es war unverkennbar, daß der Whisky, den der Bediente jetzt brachte, nicht der erste war, den er heute sah. Es fiel ihm schwer, geradezustehen, und seine Augen, die Blicke wie Lanzen um sich schleuderten, konnten nur schwer damit zielen.

Als er Allan erblickte, stieß er ein Tigergebrüll aus.

„Sie! Was zum Teufel tun Sie hier? Ist es Ihnen gelungen, die Juwelen zu stehlen, oder haben Sie Nachrichten von Ihren Kameraden, was sie für den Maharadscha bezahlt haben wollen?"

Allan verzichtete auf alle Umschweife.

„Oberst Morrel, ich denke nicht daran, auf Ihre Insinuationen zu antworten. Falls es Sie interessiert, daß man wahrscheinlich gerade heute abend die Juwelen zu stehlen beabsichtigt, so wissen Sie es jetzt. Gut Nacht!"

Der Oberst war mit einem Sprung zur Tür hinaus und packte Allan am Arm.

„Gute Nacht! Was zum Henker meinen Sie? Gedenken Sie die Juwelen heute nacht zu stehlen, und kommen Sie, um mir das im vorhinein zu erzählen! So wahr mir Gott helfe, Sie werden . . ."

Allan heftete einen Blick auf den alten Krieger, der ihn tatsächlich dazu brachte, Allans Arm loszulassen und mitten im Satze zu verstummen. Er starrte einen Augenblick um sich und sah dann Allan an.

„Was zum Teufel haben Sie gesagt?" murmelte er undeutlich.

„Was ich Ihnen gesagt habe, Oberst Morrel, war, daß ich glaube, daß man heute nacht den Versuch zu machen gedenkt, die Juwelen zu stehlen. Sie hören, heute nacht? Vielleicht gerade jetzt, vielleicht in einer Stunde. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich glaube es. Interessiert Sie das genügend, um diesen Whisky zurückzuschicken?"

Der Oberst richtete sich heftig auf, aber senkte dann wieder den Blick.

„Nimm das weg, John", sagte er. „Heute abend nichts mehr! Kommen Sie herein, junger Mann."

Er wies den Weg in sein Zimmer, ging in das Badezimmer und fuhr sich ein paarmal mit einem Schwamm über die Stirn. Dann kam er wieder zu Allan heraus.

„Rauchen Sie?" sagte er. „Nicht? Erzählen Sie mir, was Sie zu wissen glauben."

Allan ging, so langsam und deutlich er konnte, die wenigen Tatsachen durch, auf die er seine Theorie stützte. Der Oberst hörte mit gerunzelter Stirne zu. Ein paarmal zeigten seine Augen, daß es ihm schwer fiel, die Gedanken zusammenzuhalten. Allan wiederholte, bis er glaubte, das Ganze klargelegt zu haben. Als er zum Schlusse gelangt war, schüttelte der Oberst den Kopf.

„Ich will Sie nicht beleidigen", sagte er. „Das habe ich wohl schon oft genug getan. Aber . . . ist das Beweismaterial für Ihre Theorie nicht recht mager im Verhältnis zur Theorie selbst?"

„Ganz wie Sie sagen. Aber wie erklären Sie sich die Hand?"

„Ein Zufall. Und wenn Ihre Theorie wahr wäre, was könnte eine Frau tun? Van Schleeten ist doch kein Kind. Und wie sollte sie mit ihrer Beute wieder hinauskommen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen; aber van Schleetens Eifer zu arbeiten, sogar um diese Tageszeit?"

„Er wurde dazu von Sr. Hoheit besonders aufgefordert. Und er erklärte sich schon damals zur Nachtarbeit bereit, lange vor dem ersten Attentat."

Allan senkte den Kopf und überlegte. Der Oberst hatte recht. Seine Theorie war phantastisch, aber dennoch . . . Er wendete sich dem alten Krieger zu.

„Oberst Morrel!" sagte er. „Ich verlange von Ihnen nichts anderes, als eine einfache Probe. Sie verstehen, die Sache geht mich doch eigentlich gar nichts an. Aber gehen wir in das Zimmer, wo van Schleeten arbeitet, und sehen wir, ob dort alles mit rechten Dingen zugeht. Oder gehen nur Sie hinein! Das können Sie ja, ohne das mindeste Aufsehen zu erregen."

Der Oberst überlegte. Ein paarmal zuckte er die Achseln, und Allan glaubte schon das Spiel verloren zu haben, als er plötzlich von seinem Sessel aufsprang.

„All right!" sagte er. „Es wäre unverzeihlich von mir, Ihnen nicht diese einfache Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich gehe gleich hinüber. Sie können mir nachkommen, wenn Sie wollen, so daß Sie ins Zimmer hineinsehen können. Mit hinein möchte ich Sie nicht nehmen, Sie verstehen doch."

Sie verließen das Zimmer des Obersten unter gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen — Allan wollte den alten Herrn vorangehen lassen, und dieser wollte seinem Gast diese Ehre geben. Schließlich gewann Allan mit seiner schwedischen höflichen Beharrlichkeit das Spiel. Einige Schritte über den dicken orientalischen Teppich des Korridors, und sie waren an der Türe des Zimmers, das Herrn van Schleeten überlassen worden war. Die schwarze Leibwache schulterte bei dem Anblick des Obersten ihre krummen Yatagans. Dieser richtete in einem krächzenden Dialekt einige Worte an sie.

„Ob sie etwas Verdächtiges gehört haben", wendete er sich erklärend an Allan.

„Nun, haben sie das?"

„Nein. Aber nehmen wir die Untersuchung nur vor."

Er faßte die Türklinke. Die Türe war verriegelt. Bevor Allan es verhindern konnte, hatte er die Hand gehoben und geklopft.

„Oberst Morrel!" flüsterte Allan. „Was tun Sie? Wenn nun —"

Er konnte seinen Satz nicht abschließen. Von drinnen war keine Antwort auf das Klopfen erfolgt, und plötzlich loderte die nur schlummernde Whiskyraserei des Obersten in hellen Flammen auf. Er stieß ein Brüllen aus, riß einen der Säbel der schwarzen Krieger an sich und hatte, bevor Allan noch wußte, wie ihm geschah, den Türspiegel mit einem Hieb gespalten, der wie ein Kanonenschuß durch den Korridor dröhnte. Noch zwei Hiebe, dann warf er sich mit voller Kraft gegen die Türe. Diese stürzte krachend ein; der Oberst flog hindurch; Allan in seinen Fußtapfen und die schwarzen Krieger in einem Strom hinterdrein. Sie erhaschten eben noch ein wunderliches Bild, bevor es, von sechs aufeinander folgenden Revolverschüssen des Obersten begleitet, verschwand.

Das Fenster stand offen, und über dem Fensterbrett tauchte in dem Augenblicke, in dem sie das Zimmer betraten, ein einfach gekleideter Mensch auf, oder richtiger der Kopf dieses Menschen, von einer grauen Sportmütze bedeckt. Er verschwand gerade, als sie über die Schwelle kamen, über den Rand des Fensterbrettes, von sechs Revolverkugeln des Obersten gefolgt, und Allan konnte sich noch nicht recht von seinem Staunen erholen, wie er da verschwinden konnte, als er auch schon am Fenster stand und die Lösung hatte. Eine feine Strickleiter fiel die Hausmauer entlang bis auf das Trottoir hinunter; die Person, die sie verschwinden gesehen, war schon unten angelangt; und gerade, als Allan und Oberst Morrel das Fenster erreicht hatten, kam das überraschendste in dieser blitzschnellen Folge von Ereignissen. Der Flüchtling, der mit schlangenhafter Geschmeidigkeit die Strickleiter hinuntergeklettert sein mußte und nunmehr offenbar schon ganz im Klaren über den Ernst der Situation war, hatte noch Zeit, eine hastige Bewegung mit der Hand zu machen — es war ein Zündhölzchen, das angerieben wurde. Gerade als Allan die Beine über das Fensterbrett warf, um sich die Strickleiter hinunterzuschwingen, stand diese von einem Ende bis zum anderen in hellen Flammen; sie mußte wohl schon früher mit irgendeinem entzündlichen

Stoff präpariert worden sein. Allan hatte gerade noch Zeit, sich über das Fensterbrett zurückzuziehen, bevor die Flammen darüber zusammenschlugen. In ohnmächtiger Wut schleuderte der Oberst seinen leeren Revolver dem Entwichenen nach. Er fehlte, und binnen einer Sekunde war der Flüchtling in einem schwarzen blanken Auto, das aus dem Nichts aufzutauchen schien . . .

Allan und der Oberst wendeten sich einander zu, und ihre Augen riefen dasselbe Wort: Zu spät! — als sie beide etwas erblickten, das ihren Gedanken eine andere Richtung gab.

Und dieses etwas war Mynherr Jan van Schleeten, der berühmte Juwelenspezialist, der sich in einer Ecke des Zimmers auf dem Ellbogen von einer Chaiselongue aufrichtete und mit abwesenden Augen und offenem Munde um sich starrte. Neben ihm stand ein Werkzeugtisch und eine Mahagonikassette, die von glänzenden Edelsteinen überquoll. Und die ersten Worte, die Herr van Schleeten sagte, waren: „Sie! Wo ist sie?"

Jetzt war Allan Herr der Situation. Mit zwei Schritten war er bei Herrn van Schleeten; er nahm ein durchtränktes Taschentuch von der Brust dieses Herrn und schwenkte es gegen den Obersten:

„Sehen Sie, Oberst Morrel, was ein schwaches Weib vermag! Chloroform genug für ein Roß! Jetzt gilt es zu sehen, ob wir noch zurechtgekommen sind oder nicht. Herr van Schleeten, auf, helfen Sie uns, und denken Sie daran, daß Ihre Ehre und Ihr Name auf dem Spiele steht!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Freispruch des Thomas Pollinger.

Skizze von **Charlotte Pickhardt.**

Der Bauer, der auf der Anklagebank des Amtsgerichts in Bluina saß, machte ein so treuherzig-dummes Gesicht, daß die Augen des Amtsanwalts empört flackerten, seine Hände nervös zitterten, als er sich nach flammender Anklage wieder auf seinen Platz setzte, daß es krachte.

Ob der Angeklagte verurteilt werden würde? Jedenfalls mußte die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen. Der Zuhörerraum faßte kaum die vielen Bauern, die alle gekommen waren, um das Urteil über die scheußliche Tat zu hören, dessen der sonst so harmlose Thomas Pollinger beschuldigt wurde. Sie, die Tschechen, mochten ihn alle nicht leiden. Denn er war Deutscher. Das Enteignungsgesetz hatte ihn nicht betroffen, weil sein Gut zu klein war, um nationalisiert zu werden.

Trotzdem war Thomas Pollinger ein vermögender Mann. In der ganzen Umgebung besaß kein Bauer einen so ertragreichen und wertvollen Obsthof wie er. Seine Obstzucht war berühmt und brachte Einkünfte, um die der reiche Deutsche im Tschechendorf arg beneidet wurde. Alle dreisten Versuche, ihm das Geheimnis seiner Züchtung zu entlocken, waren fehl geschlagen. Pollinger tat dumm, schob alles auf besonderes Glück und seltsamen Zufall und behielt die vom Großvater überkommenen Kenntnisse ganz allein für sich.

Da waren einige jüngere Mitglieder des tschechischen Dorfsokols auf eine schlimme Idee verfallen. In dunklen Herbstnächten, wenn kein Stern am Himmel blinkte, drangen finstere Gestalten in den Hof, schüttelten die ganze Ernte von den Bäumen und zerstampften sie mit den Füßen. Am anderen Morgen fand Thomas Pollinger seine herrlichen Birnen in der Jauchegrube wieder. Außer sich vor Wut und Enttäuschung über diesen Bubenstreich kündigte er durch Warnungstafeln und in der Kreiszeitung an, sein Hof wäre nunmehr durch Selbstschüsse und zwei bissige Hunde gesichert. Sofort erschien der Gendarm mit einer Verfügung des tschechischen Amtsvorstehers und verbot gegen Strafe von 5000 Kronen das Legen von Selbstschüssen ohne besondere Erlaubnis der obersten Verwaltungsbehörde. Pollinger hatte sie nicht beantragt, weil er gewiß war, als Deutscher sie nicht zu erhalten. In der nächsten Nacht wurden die beiden Hofhunde vergiftet. Die Täter ließen sich nicht ermitteln. Der Obsthof blieb leer und bot einen traurigen Anblick. Pollinger war verzweifelt, fühlte sich wehrlos, bis er eines Tages den Besuch eines befreundeten Obstgroßhändlers bekam, seines früheren Hauptabnehmers.

Das ganze Dorf wunderte sich, als Pollinger bald darauf seinen Obsthof sorgfältig mit einer dichten, mannshohen Hecke umgab. Es würde nichts nützen. Mit Leitern konnte man bequem darüber hinweg kommen. Dann aber errichtete Pollinger an allen Ecken des Hofes große Tafeln mit einer sonderbaren Inschrift:

Vorsicht!! Gefahr!!
Vor dem unbefugten Betreten des Obsthofes wird
dringend gewarnt! Die Pyrus Cydoniaria tritt hier
in großen Mengen auf! Jedes unbefugte Betreten
des Hofes geschieht auf eigene Gefahr!

Was mochte das sein? Pollinger selbst ging gleichfalls nicht mehr in den Hof. Das gab zu denken. Sicher hatte er giftige Schlangen in dem Obsthof ausgesetzt. Die Furcht wurde zur Gewißheit, die Gewißheit zur Epidemie. Der erste Bauer des Dorfes, zugleich Amtsvorsteher und Amtsanwalt, erhob auf allgemeines Drängen Anklage.

Deswegen stand Thomas Pollinger nunmehr vor Gericht. Der schweren Gefährdung von Menschenleben wurde er beschuldigt. Auf dem Wege zum Gericht hatte man finstere Drohrufe gegen ihn ausgestoßen. Das Verbrechen des Deutschen mußte gesühnt werden, Pollinger in den Kerker. In der Zwischenzeit konnte man das Gut an sich bringen. Dann war man den Deutschen los.

Pollinger blieb in der Voruntersuchung stumm. So kam es zur Hauptverhandlung mit dem ganzen umständlichen Apparat öffentlichen Prozeßwesens.

Als der Richter der Form halber fragte, ob Pollinger zu dem auf zwei Jahre lautenden Strafantrag des Anklägers Stellung nehmen wolle, hatte der Bauer verlangt, den Obsthändler zu laden, der damals bei ihm gewohnt hatte. Im Zuhörerraum des Gerichtssaales lachte man hämisch. Der würde den Angeklagten auch nicht von seinem Verbrechen entlasten können. Daß Pollingers Birnen gute Handelsware gewesen waren, wußte man selber. Deswegen saß man eigentlich ja hier. Dazu brauchte man keinen Zeugen.

Der Händler kam, wurde vereidigt, obwohl der Amtsanwalt hochfahrend bedeutet hatte, daß es völlig zwecklos wäre, ihn überhaupt zu vernehmen. An dem geschehenen Verbrechen des Angeklagten könnte auch er nichts ändern.

Der Zeuge lächelte. Dann sagte er aus. Er begann so: „Der Name Ihres Dorfes wird berühmt werden..." Der Richter wollte ihm ärgerlich ins Wort fallen. Da zog der Zeuge aus seiner Tasche ein Buch, reichte es dem Richter. Der wurde erst blaß, dann rot vor Verlegenheit...

Das Urteil lautete: „Der Angeklagte wird freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last." In der Urteilsbegründung, die nach zwingender Prozeßvorschrift am nächsten Tage im Kreisblatt mit veröffentlicht wurde, hieß es in klassischer Kürze: „Die Pyrus cydoniaria ist nicht eine Giftschlange, sondern die lateinische Bezeichnung für Birne."

Heute hat Thomas Pollinger die besondere Erlaubnis der obersten Verwaltungsbehörde, auf seinem Besitztum Selbstschüsse zu legen. Seine Ernten sind gestiegen und finden im ganzen Lande schnellen Absatz. Die „Pollinger-Pyrus" ist berühmt geworden, mit ihr das Dorf, in dem dies alles geschah.

Wenn man „Miß Europa" wird

Wunderliche Briefe, die ich erhielt. — Heiratsanträge und Bettelbriefe. — Zuschriften, die zu Herzen gehen.
Von Boske Simon.

Anm. der Schriftl.: „Die Verfasserin erhielt dieses Jahr als schönste Frau unseres Erdteils den Titel „Miß Europa".

Seitdem der Ausschuß Pariser Künstler mich zur „Miß Europa" erwählte, laufen bei mir täglich 600 bis 700 Briefe ein. Die Post bringt viele Pakete mit Geschenken und Bildern junger Leute, die mich heiraten möchten; Schreiben in ungelenken Zügen von Arbeitern aus aller Welt; duftende Briefchen, in denen junge Mädchen mir ihr Herz aus-

schütten, aber doch deutlich durchblicken lassen, daß sie gern mit mir tauschen würden. Ich erhalte 20 bis 30 Seiten lange Liebeserklärungen romantisch veranlagter Männer, die sich in mein Bild verliebt haben, Kompositionen mit Widmungen enttäuschter Genies, Beteuerungen galanter alter Herren, daß die jungen Mädchen von heute denen aus ihrer Jugendzeit an Schönheit keineswegs nachstehen. Dann Angebote von bekannten Schneiderfirmen, Theatern und Variétés; Briefe aus meiner Heimat, voller Genugtuung, daß eine Ungarin Europa im Schönheitswettbewerb mit Amerika vertreten soll; endlich Einladungen unzähliger Vereine und Gesellschaften, die Wohltätigkeitsbälle veranstalten wollen.

Einige Briefe beginnen mit einer Flut von Schmeicheleien, um dann geschickt zu einer Bitte überzuleiten, meist um ein Bild mit Unterschrift. Ich erhielt über tausend Ersuchen um eine Haarlocke. Wenn ich alle erfüllen wollte, würde ich bei dem Wettbewerb um den Titel „Miß Universum“ ein schönes Bild abgeben! Andere Briefschreiber erklären sich schon mit einem Taschentuch mit Monogramm oder mit einem alten Schuh zufrieden. Ich kann weder diese noch die anderne Bitten, meist um Geld, erfüllen. Von den Schreibern der letzteren verlangen einige nur ein paar Franken, andere lassen aber durchblicken, daß sie sich beleidigt fühlen würden, wenn ich weniger als ein paar hundert Dollar schickte, und drohen mit dem Zorn des Himmels, falls ich sie nicht erhöre. Aber leider bringt die Ehre, die Schönheit der Europäerin verkörpern zu dürfen, keine irdischen Schätze, und ich bin nur ein armes Mädchen.

Nachstehend einige besonders charakteristische Briefe:

Aus Sevilla:

Mein Engel, noch vor wenigen Jahren war ich der berühmteste Torero Spaniens. Eine furchtbare Enttäuschung in der Liebe hat mich aber so viel Nerven und Kraft gekostet, daß ich heute nur noch ein Schatten meines früheren Ich bin. Wie oft wollte ich schon Selbstmord begehen, aber die Muttergottes hielt meine Hand immer noch rechtzeitig zurück, und ich legte die tödliche Waffe wieder fort. Ich fühlte, daß ich noch etwas Großes erleben würde, und jetzt ist dies eingetreten. Vorgestern, oh meine Königin, sah ich Ihr Bild in der Zeitung, und eine innere Stimme sagte mir, daß Sie mein guter Engel sind, der mich zu retten bestimmt ist. Dieses Mädchen, so erklang es in mir, kann alle Sorgen von dir verscheuchen und dich zur Höhe des Ruhmes führen. Sehr geehrtes Fräulein, ich bin ein Ehrenmann und gestehe offen, daß ich außer Gesundheit und Mut nichts mein eigen nenne. Aber kommt es denn auf Geld an? Ihre Liebe wird mich befähigen, Spanien und seine Arenen wieder zu erobern. Warum auch nicht? Es gibt noch so viele Stiere auf der Welt, und ich würde ihnen allen entgegentreten, wenn Sie, mein Fräulein, es wünschten. Ich flehe Sie an, meine Bitte um Ihre Hand nicht abzuschlagen, die ich mit größter Ehrerbietung küsse. Ich werde Sie verehren, bis sich das Grab über mir schließt.“

Ein anderer Brief:

„Wertes Fräulein Simon! Unter Bezugnahme auf Ihre Äußerungen in verschiedenen Zeitungen und unter dem Eindruck Ihres Bildes gestatte ich mir, Sie um Ihre Hand zu bitten. Als Empfehlung erlaube ich mir die Newyorker Börse zu nennen, an der ich als solider Geschäftsmann mit einer halben Million Dollar in bar bekannt bin. Ich bin 33 Jahre alt. Ich darf noch bemerken: Dies ist das erste Mal, daß ich mich verliebt habe. Ich sehe Ihrer gefl. Antwort gern entgegen und bin mit vorzüglichster Hochachtung . . . .“

Nachstehend ein Brief, der mich besonders gerührt hat. „Liebe Miß Europa! Ihre wunderbare Schönheit hat mich völlig begeistert. Ich bin ein kleines Mädel von acht Jahren und wäre das glücklichste Mädchen von Europa, wenn Sie mir ein Bild von sich schickten. Ich würde es einrahmen und über mein Bett hängen, um es gleich beim Erwachen vor Augen zu haben. Ich habe selbst schon einen Schönheitspreis gewonnen. Von 75 Schulmädchen wurde ich vor zwei Jahren als die Schönste erwählt. Ich möchte nichts lieber, als in Ihre Fußtapfen treten. Ich bin in Paris geboren und weiß nicht viel von Ungarn, aber jetzt, da ich Sie kenne, möchte ich es auch gern kennen lernen. Ein vor zwei Jahren nach dem Schönheitswettbewerb aufgenommenes Bild lege ich bei. Andere, spätere Bilder von mir sind nicht so gut. Ich sende Ihnen auch den gewonnenen Preis. Es sollte mich sehr freuen, wenn Sie mir auf meine Bitte hin Ihr Bild schickten. Vergessen Sie nicht, es einschreiben zu lassen, damit es nicht verloren geht. Meine besten Wünsche und einen herzlichen Kuß von Ihrer ergebenen Jakobine Schmidt.“

Am lustigsten waren die Briefe von Erfindern. Ein süddeutscher Gelehrter bot mir ein Jugendelixier für 1000 Mark an, unter der Bedingung, daß ich zahlte, bevor ich es in Gebrauch nähme. Ein polnisches Genie bat, die Patenrolle für sein Auto mit pneumatischem Propellerantrieb zu übernehmen. Ich kann mir heute noch nichts darunter vorstellen. Er bat zugleich, mich nach einem Kapitalisten umzusehen, der seine Erfindung finanzieren könne. Damit ich mir keinerlei Hoffnungen mache, erklärte er gleich von vornherein, daß eine Heirat auf keinen Fall in Frage komme, da er seit zehn Jahren glücklicher Ehemann mit mehreren Kindern sei!



Bunte Chronik



* **Kinder überfallen ihren Lehrer.** Bei Luberzy in der Umgebung von Moskau wurde ein kaum glaubliches Verbrechen aufgedeckt. Der Leiter einer Kinderkolonie von etwa 80 zurückgebliebenen Kindern wurde beim Spaziergang mit einem neu angestellten Lehrer plötzlich von hinten überfallen und sowohl er wie sein Kollege durch Messerstiche schwer verletzt. Beide verloren das Bewußtsein. Die Täter legten die Bewußtlosen über die Schienen einer Eisenbahn, der Lehrer wurde vom Zuge ergriffen und zermalmt, während der Leiter der Anstalt kurz vorher aus der Ohnmacht erwacht war und sich die Bahnböschung herunterrollen ließ. Er wurde dann bewußtlos von Eisenbahnern aufgefunden und ins Krankenhaus geschafft. In einem lichten Augenblick konnte er nur noch angeben, daß es sich um ein Racheattentat handele, dann verschied auch er. Am nächsten Tag entstanden in der dortigen Villenkolonie an drei Stellen gleichzeitig Brände, die alle auf Brandstiftung zurückgehen. Man nimmt mit Bestimmtheit an, daß die Urheber dieser Untaten unter den Kindern zu suchen sind. — Erst im vergangen Frühjahr wurde in der Umgebung von Moskau ein Lehrer von den Kindern eines Kinderheims ermordet und an einen Balken genagelt. Vor zwei Jahren organisierten die Insassen eines Musterkinderheims ganz unerwartet einen bewaffneten Aufstand. Sie machten die Kolonie, die vorbildlich eingerichtet war, dem Erdboden gleich. Kavallerie mußte zu Hilfe geholt werden, vor der sich aber die kleinen Verbrecher rechtzeitig in Sicherheit brachten.

*

* **Fünfhundert Jahre Zigeuner — auch ein europäisches Jubiläum.** In diesem Jahre werden 500 Jahre vergangen sein, daß die ersten Zigeunerbanden in Mitteleuropa aufgetaucht sind. Schon im dreizehnten Jahrhundert soll dieses Nomadenvolk zuerst auf dem Balkan eingewandert sein; es verbreitete sich dann in Ungarn, von wo es seine Wanderungen nach Norden und Westen antrat. Die ersten auf deutschem Boden auftauchenden Zigeuner erhielten Geleitbriefe des ihnen offenbar freundlich gesinnten Kaisers Sigismund. In diesen Briefen wurden sie als Nomaden bezeichnet, die aus Ägypten kommen. Da sie sich des Abfalls vom Christentum schuldig gemacht hätten, seien sie zur Buße und Sühne von ihren Bischöfen verurteilt worden, sieben Jahre lang zu wandern und von Almosen zu leben — eine religiöse Erklärung ihres Nomadentriebes, die sich die Zigeuner wohl gefallen lassen konnten. Jedenfalls erschien ihr Auftauchen damit gerechtfertigt. Leider begnügten sie sich nicht mit Almosen, sondern erwiesen sich bald als ein Volk der gewandtesten Langfinger. Aus den reuigen Büßern wurde eine überall gefürchtete Landplage, die wir bekanntlich heute noch nicht ganz losgeworden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.